



Foto: Jan Verzweydeid

ULRIKE
LEHMANN

Nichts weniger als die Suche nach den ganz großen Fragen trieb ihn bei der Konzeption an, die er wohlgedacht auf der Ruhrtriennale-Homepage ausformuliert hat. Willy Decker will den *Urmomenten* auf den Grund gehen, nach einem „geistigen Urstoff menschlicher Existenz graben“ an einem Ort, der mit seinen Zechen und Kokereien die Grabung nach (Kohle-)Energie förmlich abbildet. Dabei gilt es nicht, die für ihn hier zentralen Begriffe *Kunst*, *Religion* und *Liebe* in

zählbare Wunder geschaffen. Die Fahnen der *Urmomente* wehten vom 15.8. bis 11.10. unter dem Eröffnungsmotto: *Aufbruch*. Das umfangreiche Programm aus Musiktheater, Konzerten, Kreationen, Schauspiel, Tanz, Lesungen und Junger Triennale auch thematisch unter den Hut der *großen Fragen* zu bekommen, bedurfte einigen guten Willens. Auch der Ansatz, jährlich einen zentralen religiösen Fokus zu setzen, ging nur bedingt auf. Doch mit der von Decker angezettelten Suche nach

„Moses und Aron“ (siehe *DDB 10/2009*), die von den Münchner Kammerspielen übernommene Dramatisierung von Joseph Roths „Hiob“ von Johan Simons, sowie u.a. Lesungen zu Else Lasker-Schüler und Franz Kafka. Außerdem war in der Bochumer Jahrhunderthalle ein überwältigendes, teilszenisches Konzert unter der Leitung des katalanischen Musikers Jordi Savalli zu erleben: „**Jerusalem. Die Stadt der zwei Frieden**“. In sieben Kapiteln erforschen jüdische, christliche und muslimi-

Urmomente im Industriepark

Zur Eröffnungsspielzeit der Ruhrtriennale begibt sich der neue Intendant Willy Decker auf eine nicht nur spirituelle Suche. Motto: „Aufbruch – Suche nach dem Wort“.

FESTIVAL

formulierbare Kategorien zu pressen – ein ohnehin hoffnungsarmes Unterfangen. Decker sieht den Urmoment eher im erleb-, nicht im beschreibbaren Zustand, der in seiner motivierenden Kraft für unser Leben kaum zu unterschätzen ist: *Religion* vermag Tempel zu bauen und Völker zu vernichten, *Liebe* kann lebendig machen und töten, und der triebhafte Motor *Kunst* hat un-

den ganz persönlichen Urmomenten ging es ja letztlich nicht um thematische Masken, sondern um intime Werte und Lebensprinzipien.

Die jüdische Gedanken- und Erfahrungswelt – die 2010 vom Islam, 2011 vom Buddhismus abgelöst werden soll – betraf in diesem Jahr Deckers herausragende Inszenierung von Schönbergs

sche Musiker die Historie der Heiligen Stadt: Ein suchendes Miteinander der drei monotheistischen Weltreligionen, das in armenischen Klageliedern, Kreuzfahrerliedern, in Kriegsmärschen oder im „Lied der Toten von Auschwitz“ (Shlomo Katz, 1950) symbolträchtig von Einzelschicksalen erzählt. Wie emotional und betroffen die Musiker hier agieren, wie die fremdesten Kul-



turen in Tönen zusammenfließen, war gewiss ein *Urmoment*.

Drei Kreationen gab's in diesem Jahr: Eine Filmadaption, eine musikalische Installation und ein Ritual. Letzteres war eine Uraufführung und Hommage an den kanadischen Komponisten Claude Vivier, dessen Leben Albert Ostermaier in ein Libretto verpackt hat: **„Sing für mich, Tod“**. Christof Hetzer hat dafür in die *Maschinenhalle Zeche Zweckel* eine karge, eckig-dunkle Bühne gebaut, die gemeinsam mit David Hermanns sparsamer Inszenierung die Lebensuche des homosexuellen Künstlers nachzeichnet. Viviers Kompositionen brechen oft unvermittelt und nur stückweise aus einem schwarzen Würfel links oberhalb der Bühne ins Geschehen, das zeitgenössische Musikensemble *musikFabrik* unter der Leitung von Christoph Poppen verschwindet ansonsten dort im Kasten hinter schwarzen Jalousien. Stefan Kurt gibt einen überzeugend verwirrten Vivier, Sam Louwyck seinen stummen Antagonisten, doch die Gesamtkonzeption bleibt hinter der musikalischen Qualität der Aufführung zurück. Schade, denn Ostermeiers hier extrem verkürzter Text ist stark.

Als „musikalische Installation“ aus Werken von Karlheinz Stockhausen und Johann Sebastian Bach war **„Tamar“** unter Leitung von Rupert Huber betitelt. Die Uraufführung in der *Gebläsehalle des Landschaftsparks Duisburg-Nord* glich jedoch mehr einem zweiteiligen Konzert mit szenischem Vorspiel. Ein leuchtend-roter Quader bedeckt die Bühne: die heilige Kammer des Oberpriesters, die nach alttestamentarischem Ritus (tagelanges Fasten und Schweigen) nur von ihm betreten werden darf, um Gott anzurufen. Drei weißgeschminkte Buttohtänzer quälen sich – in absoluter Stille – am Rand entlang, kriechend, sich windend, würgend und stöhnend. Kopfschläge gegen den Boden, schmerzverzerrt-psychotische Gesichter; ein Ritus, der wohl nur im Wahn selbst greifbar wird. Leise Flötentöne, Abgang der Tänzer, Dunkelheit. Es folgt Stockhausen: Ein perkussionsreicher, zwischen Jazztrompete und melismatischem Stimmklang variierender Tonteppich. Abschluss-Kontrast des ersten Teiles ist die Bach-Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied“. Der zweite Teil überzeugt wohl vor allem die Mitglieder vom *ChorWerk Ruhr* selbst, die sich zur Vorbereitung auf eine musikalische

Forschungsreise in den Oman begeben hatten. „Tamar“ – die Dattelpalme als Metapher für den Baum des Lebens – wird angesungen, mit Maultrommeln und Klangschalen anmusiziert. Ein pompöses Gruppenritual, das für den außenstehenden Zuschauer bald allen Reiz verloren hat.

Die Adaption **„Teorema“** nach Pier Paolo Pasolinis gleichnamigem Film von 1968 war in der Regie von Ivo van Hove in der *Jahrhunderthalle Bochum* wohl die spannendste der drei Kreationen. Auch wenn der Plot des Films nicht viel mehr hergibt als das plötzliche Auftauchen eines Fremden, der alle Familienmitglieder in gleicher Weise betört, wandelt und letztlich zerstört. Und auch wenn gegen Ende die Spannung nachlässt. Gelungen ist nicht nur die in Prosa gehaltene Umsetzung, die durch eine distanzierte Sprache in der 3. Person Singular die Selbstentfremdung einer reichen Industriellenfamilie zeigt. Auch der dekadent-riesige, bauhaus-kühle Wohnraum, in dem jeder sein eigenes symbolisches Plätzchen hat (etwa der Sohn Bett und Gitarre oder die Haushälterin den Herd) und in dem nur der mittige Tisch einen Hauch von familiärer Gemeinsamkeit verströmt –

1 | Chico Kenzari (der Fremde) und Jacob Derwig (Vater) in der Filmadaption „Teorema“, inszeniert von Ivo van Hove.

2 | Exzessive Lebensuche: Wim Vandekeybus schuf mit seiner Kompanie Ultima Vez „Creation 2009/nieuw-Zwart“.

diese von Jan Versweyveld entworfene und am Schluss ebenso wie alle bürgerlichen Regeln völlig zerstörte Bühne wirkt enorm. Die musikalischen Intermezzi von vier Streichern stören nicht, bergen aber auch keinen tieferen Sinn. Wenn Jacob Derwig als vom Fremden verführter Vater im finalen Monolog – sein Mikroport abreißen – kaum noch verstehbar ins Publikum schreit, ist der Grat zwischen entsetzter Hoffnungslosigkeit und umstürzlerischem Neuanfang schmal. Ein *Urmoment* in der Suche nach Liebe, nach Gewissheit, nach Sinn.

Was nun Kleists spiritualitätsfreier „**Der zerbrochene Krug**“ in dieser allgemeinen Suche zu suchen hat, verstehe wer will. Als einziger Klassiker sticht das Werk jedenfalls aus dem Programm. Das macht aber nichts, denn Andrea Breth hat mit grandiosen Schauspielern wie Norman Hacker (schmierig gut als

Gerichtsrat), Wolfgang Michael (Schreiber) und Sven-Eric Bechtolf (als Dorfrichter Adam leicht theatralisch) einen überzeugenden wie unterhaltsamen Abend geschaffen, wenngleich Evchens (Marie Burchard) letzter, ewig langer Monolog durchaus kürzbar wäre.

Zum Tanz: Mit „**Creation 2009/nieuw Zwart**“ schuf Wim Vandekeybus und seine achtköpfige Kompanie *Ultima Vez* ein berauschendes Plädoyer dafür, dass manche Fragen nach existentiellem Ursprung nur körperlich ausgedrückt werden können. Nacktheit, Dunkelheit, Einsamkeit, Ekel und unbeschreibliche Energie. Die eindringliche Livemusik der Band um Mauro Pawlowski treibt die brutalen und mannigfachen Körperexplosionen voran, E-Gitarre und hartdröhnende Harmonien spiegeln sich hochakkurat rhythmisch abgestimmt in den tierischen Zuckungen der Tänzer

wieder. Deren intuitives Getriebensein in der Suche nach sich selbst findet ein weiteres Abbild im Text des Dramatikers Peter Vanhelst, den Kylie Waters als wilde Blondine den Abend über rezitiert: „vor mir selbst standgehalten, mit geschlossenen Augen den Berg hinabgestürzt / gegen Bäume gerannt wieder und wieder / vorbei die Vernunft und vorbei die Müdigkeit ... vorbei der Schmerz“. Selten addierten sich Bewegung, Klang und Wort so kraftvoll gegenseitig wie in dieser „Creation“.

Alle Produktionen dieser überaus gelungenen ersten Triennale-Spielzeit kann kein Dreiseitenquerschnitt abhandeln. Diese Impressionen sollten jedoch gezeigt haben, dass Deckers Suche nach den *Urmomenten* fruchtbar war im kulturellen Austausch, nicht immer spirituell, aber doch beglückend energetisch. **T**



„Die Alternative zu ‘Google’ & Co.!”

HAMBURGER ABENDBLATT



Die 6.000 wichtigsten Internet-Adressen auf einen Blick
Mit den interessantesten Web-Adressen zu den Themen Kunst, Kultur, Theater und Tanz

„Unverzichtbares Standardwerk.“
MÜNCHNER MERKUR

„Jeder findet darin garantiert Websites, die er noch nicht kannte.“
STUTTGARTER ZEITUNG

„Das Web-Adressbuch ist inzwischen zum Standardwerk geworden und sollte seinen Platz neben dem Duden und dem Lexikon finden.“
BERLINER MORGENPOST

„Das 'Web-Adressbuch' ist ohne Zweifel die umfangreichste und aktuellste Sammlung.“
WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG

„Das papierne Web-Adressbuch kann sogar Google abhängen.“
WIESBADENER KURIER

„Auch Internet-Freaks können hier noch so manchen Geheimtipp entdecken, der bei den Suchmaschinen im Netz kaum zu finden ist.“
PC MAGAZIN

„Wer sich durch die Themengebiete treiben lässt, der findet immer neue gut gemachte Web-Seiten, die Google & Co nicht als Treffer anzeigen.“
BAYERN 3



m.w. VERLAG

Webmaster können ihre Web-Seite zur Aufnahme in das Web-Adressbuch vorschlagen: www.web-adressbuch.de

732 Seiten · 600 Screenshot-Abbildungen · Überall im Buch- und Zeitschriftenhandel erhältlich · 13. Auflage · ISBN 978-3-934517-10-3 · € 16,90